



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Schlußcharakteristik.- Humboldt „von keinem Alter“.- Das Alter als die vollendende Lebenszeit.- Frühere Zweideutigkeit und Paradoxie.- Nunmehriger Abschluß zu innerer Harmonie.- Einfluß der äußeren ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

gewicht der ernstern Reflexion, wird der natürlichen und nächsten Bestimmung des Sonetts Gewalt angethan. Sehr oft würden wir die Form der Distichen oder die reimlosen Jamben der Anthologie angemessener finden. Aber es giebt andre unter diesen Gedichten, die weder lyrisch noch epigrammatisch sind. Die gewohnheitsmäßige Sonettform wird zur Caprice, wenn sie auch da angewandt wird, wo wir eine Fabel oder eine Legende zu lesen bekommen; sie erscheint mindestens fremdartig bei denjenigen Stücken, welche übrigens durch Ton und Inhalt den Charakter griechischer, indischer oder sonst welcher orientalischer Dichtung nachahmen wollen.

Wie dem jedoch sei: die Sonette Wilhelm's von Humboldt sind zusammen mit den „Briefen an eine Freundin“ diejenigen Denkmäler seines Geistes, durch die er den Heutigen bei Weitem am bekanntesten geworden ist und die ihm auch bei Solchen Verehrung und Theilnahme erweckt haben, denen seine wissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten ihrer Natur nach unzugänglich bleiben mußten. Jene sind zu einem Laienbrevier, diese zu einem Erbauungsbuch für Frauen geworden. Es sind Tagebuchblätter und Monologe. Durch die in beiden enthaltene Selbstschilderung ist wunderbarer Weise ein Mann, der sich gegen die Menschen im Ganzen mehr als irgend ein Andreer zu verschließen pflegte, nach seinem Tode vollständiger bekannt geworden als selbst der heilige Augustinus, als Rousseau, als alle diejenigen, welche sich am meisten vor den Ohren der Welt zu beichten angelegen sein ließen. Auch für uns eröffnet sich durch diese nachgelassenen Blätter noch ein letzter Blick auf das Ganze seiner Erscheinung; auch wir dürfen an dem Leitfaden dieser unverdächtigsten aller Confessionen die späteste mit der gesammten vorausgegangenen Entwicklung des Mannes noch einmal zusammenknüpfen.

Es ist ein oft wiederholtes Wort der Nadel: Humboldt sei „von keinem Alter“ gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durch's Leben trenn geblieben, daß er unverbrüchlich Einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durch's Leben; Keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande

aufzugeben oder zu vergessen; seine Freundschaften werden nur durch den Tod, — auch durch den Tod nicht abgebrochen. Was einmal Wurzel in seinem Herzen geschlagen hat, einem tiefen und festhalten- den Herzen, das geht niemals ein, sondern wächst in immer frischen Trieben. Wie gegen Andre, so gegen sich selbst. Er hatte frühzeitig sein Leben auf einen Plan und auf ein Princip gestellt: niemals, selbst unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hatte er diesen Plan innerlich aufgegeben. Es bestand ihm das Leben nicht aus dem Stückwerk aneinandergereihter Tage und Stunden: es galt ihm als ein Ganzes, als eine zu durchmessende Arbeit, als ein „Act, der wohl geführt und wohl geschlossen sein wolle.“ Alles daher, was ehemals angeknüpft ist, wird bis an's Ende fortgesponnen, Alles was in der Anlage verheißen ist, kommt im Verlaufe zur Ausführung. Derselbe unbefiegbare, durch Ehren und Erfolge nicht zu bestechende Individualismus spricht aus den Bekenntnissen seines Alters wie aus denen seiner Jugend. Auf hundert Blättern wiederholt er bis zuletzt das alte Geständniß von dem unvergleichlichen Werth der Ideen. Als Jüngling schon weiß er sich in eine freie Mitte zwischen die Armseligkeit der Aufklärung und die Trübseligkeit des Mysticismus zu stellen; nun wird er ergriffen von den wahlverwandten Einflüssen der Zeit, von einer zugleich milden und erhabnen, zugleich hellen und tiefen Philosophie, von dem Humanismus der Alten, von dem Schönheitsideal der Dichter; mit diesem geistigen Besitz erfüllt, geht er seinen Weg bis an's Ziel; er erhält sich frei auch von einer neuen Scholastik und von einem neuen Mysticismus: — in unveränderter Gesundheit steht seine geistige Constitution zwischen den beiden Extremen, des „Nüchternen und Trockenen,“ des „Schwärmerischen und Wesenlosen.“ Das, in der That, ist die Diät, die ihn nicht altern läßt. Das Alter pflegt grämlich und ungerecht, selbstisch und eigenfönnig zu sein. Ueber dem Alter dieses Mannes ruht unverwischter Hauch der Jugend und der offene Muth des Mannesalters. Er kann nicht finden, daß die Menschen und die Zeiten, unter denen er jung war, besser gewesen, als die gegenwärtigen. Wie lieb ihm die Vergangenheit ist, er ist darum doch kein laudator temporis acti; er erkennt mit offenem Blick, daß die neue Generation durch die Schule der Leiden und der Opfer ernster und sittlicher als die alte geworden. Wohl scheut er jetzt die unmittelbare

Berührung mit den Menschen, aber nur gewachsen ist bei alle dem seine Liebe zu den Menschen, seine Theilnahme, seine Dienst- und Hülfswilligkeit. Wohl ist er der Erde abgewandt, wohl sieht er über das Leben hinaus: — sein Bestreben bleibt nichtsdestoweniger bis auf den letzten Athemzug, „um sich her in Liebe und Pflicht zu wirken,“ oder, wie er es ein andermal ausdrückt, „ein auf das Leben gerichtetes Bestreben, das Leben abzurunden und ein inneres Ganzes daraus zu machen.“

Und doppelt hat das Wort der Rahel Recht. Nicht alt geworden war dieser Mann, weil er in vieler Hinsicht niemals jung gewesen war. Wie er sich das eine Mal rühmt, an Lebendigkeit nicht verloren zu haben, so gesteht er dann wieder und mehrere Male, daß eine gewisse Art von Lebendigkeit ihm zu keiner Zeit eigen gewesen sei. Schon in Pyrmont fand die Freundin dieselbe „heitere Ruhe“ in dem Wesen des Zwanzigjährigen, die aus den Briefen des Sechzigjährigen athmet. Hestige Begierden, sagt er von sich selbst, und leidenschaftliche Aeußerungen seien ihm jederzeit fremd gewesen, und leicht, fügt er hinzu, könne dies in einem „Mangel an Feuer“ liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedürfe. Es ist so. Jene ästhetische Fassung, zu der unsre Literatur sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft hindurcharbeitete, — ihm war sie, — eine Mitgift mehr zum Glück als zur Größe — gleich bei der Geburt bescheert worden. Wenn er „heitere Ruhe“ jetzt als die Grundlage des glücklichen Lebens rühmt, so nennt er dies zwar selbst die Abendansicht des Lebens, aber eine Ansicht doch, die ihm immer nahe gelegen und die natürlich aus seinem Temperamente erwachsen sei. Nichts häufiger in den Briefen wie in den Sonetten, als daß er die Macht des Willens verherrlicht. Er rühmt sich, daß er ihn fort und fort gestählt, um sich Muth und Geduld zu eigen zu machen. Er erzählt, wie er sich früh gewöhnt habe, hart gegen sich selbst zu sein. Er habe, sagt er, damit angefangen, sich selbst zu kennen und sich selbst zu beherrschen; kein Mensch könne sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben. Es scheint, die ganze Härte des Kant'schen Moralismus sei hier personificirt. Die Wahrheit ist, daß man an Kant's praktische Vernunft nur erinnert wird, um viel mehr noch an die Ethik des Aristoteles erinnert zu werden. Die Wahrheit ist:

um sich nicht zu zwingen, um sich nicht Gewalt anzuthun, hätte dieser Mann mit Gewalt aus seiner Natur heraustreten müssen. Jene rigoristischen Maximen, jene Praxis der Selbstbeherrschung ruht ganz und gar auf dem Grunde natürlicher Anlagen. „Meine Gelassenheit,“ sagt er, „ist gar kein Verdienst, sondern ein Glücksvorzug des Temperaments.“ „Meine Geduld,“ sagt er ein andermal, „hat mir nie Mühe gekostet, ich möchte sie mir angeboren nennen.“ Er ist nie gereizt, er ist selten verstimmt. Er ist begabt zum Glück, und er ist geboren zum Tugendhaftsein.

Gerade bei einem solchen Zusammenstimmen aber von Naturanlage und grundsätzlichem Bemühen muß das Alter als die eigentlich vollendende Lebenszeit erscheinen. Keine Beleuchtung, welche diesem Charakter zuträglicher und günstiger wäre als die Abendbeleuchtung. Er selbst, wenn er durch einen Zauberstab machen könnte, daß er den Rest seiner Jahre in jugendlicher Kraft und Frische verleben könnte, würde von dem Zauber keinen Gebrauch machen. Mit Recht. Denn nun erst, ganz so wie der Stagirit es fordert, ist die aus dem Grunde der Natur erwachsene Tugend von der hellsten Einsicht begleitet, nun erst ist sie durch Gewohnheit und Übung zur bleibenden Haltung geworden. Allezeit war mehr vom Nestor als vom Achilleus in ihm. Nun erst, da er sich aus dem Strom des Lebens an's Ufer gerettet hat, erscheint er ganz als der, der er ist. Nur diese Einsamkeit und diese Art der selbstgewählten Beschäftigung stellt eine solche Lebensansicht und eine solche sittliche Haltung in das ihr wahrhaft gemäße Element, — in das Element der Ideen und der Contemplation. Wie anders in der Mittelzeit seines Lebens! Nur die wunderbarste geistige Kraft hatte ihn in Stand gesetzt, zugleich den Anforderungen der Wirklichkeit und zugleich seinem inneren Ideal gerecht zu werden. Die „Briefe an eine Freundin“ enthalten hierüber die merkwürdigsten Geständnisse und Aufklärungen. Sein Leben war ein Doppelleben, sein Wesen ein Doppelwesen gewesen. Neben einander lief die Reihe seines äußeren und seines inneren Thuns. „Man kann,“ sagt er, „ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden.“ Er habe die Gewohnheit erlangt, sagt er an anderer Stelle, daß ihn irgend welches äußere Thun oder Verkehren mit Menschen in dem, was in seinem

Innern vorgehe, weder störe noch unterbreche, ja daß oft, indem er ein langes Gespräch führe, seine Ideenreihe ganz entfernt vom Gespräch fortgehe, ohne daß er deshalb zerstreut erscheine. Eine solche Spaltung hatte seinem Wesen jenen dämonischen Anstrich gegeben, den Viele vorzugsweise an seinem Auftreten ergriffen und scheuten. So organisiert mußte der Mann sein, der die politische Praxis nicht anders betrieb, als Sokrates, wenn er unter den Brytanen saß oder Kriegsdienste that. Vielleicht auch, daß sich aus dieser Doppelseitigkeit mancher Zug greller Sinnlichkeit erklärt, den man neben so sublimen Geistigkeit zu verstehen am meisten Mühe hat. Man muß sich, um über diesen Punkt hinwegzukommen, an die Satyrgestalt des Sokrates, muß sich daran erinnern, wie sich auch in der Schule des Aristipp und in der des Antisthenes die Sokratische Tugend seltsam verzerrte. Noch besser vielleicht erinnert man sich an die Rede der Mantineerin Diotima von dem Eros, der, von dem ganz sinnlich Schönen beginnend, sich stufenweise zu dem unsinnlichen und an sich Schönen erhebt. Denn offenbar, in den Tiefen der Humboldtschen Individualität war dies Auseinander und Nebeneinander seiner echten und seiner unechten Natur durch das Band der ästhetischen Empfindung vermittelt. Und so verknüpft, mochten dann beide Seiten ineinanderspielen und ihn bald in die Stimmung der Ironie versetzen, bald ihn zum heitersten Humor reizen. Es ist merkwürdig, wie wenig von diesem Verhalten des Mannes in seine schriftlichen Äußerungen übergegangen ist. Wer nur den Schriftsteller kennt, ist schwerlich im Stande, sich seine Gesichtszüge zu einem Lachen bewegt vorzustellen. Am meisten begegnet uns noch der Ton gutmüthiger Schalkheit in den Briefen an die Prinzessin Louise. Wenn er dieser den Wiener Congreß als eine Fundgrube von Heiterkeit bezeichnet, so mögen wir wohl ahnden, wie er in munterer Gesellschaft, nach dem Ausdruck der Rahel „Menschen zu Meerkatzen verglich“ oder, nach Barnhagen's Erzählung, seine Reisegefährten auf dem Wege von Frankfurt nach Paris durch frevelhaft-humoristische Paradoxien in die lachlustigste Stimmung versetzte. Ueber die Quelle aber dieses Verhaltens klären uns seine eignen Geständnisse auf's Vollständigste auf. Es sei das, sagt er, der poetische Grund des Lebens, immer über den Sachen und Begebenheiten zu stehen und nicht von ihnen gedrückt und gebunden zu werden. So löse sich der

Ernst immer in Scherz auf, ohne sich doch in Scherz zu verlieren. Diese Aeußerung gegen die Wolzogen bildet gleichsam den Text, den er gegen die andere Freundin vielfach auslegt und weiterentwickelt. Mehr als billig sei es seiner Natur eigen, „das Leben wie ein Schauspiel anzusehen.“ Selbst in Lagen, wo er auf ernsthaftes Mithandeln angewiesen gewesen, habe ihn diese Freude am bloßen Zusehn der Entwicklungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Alle Wirklichkeit wirke durch das Medium der Phantasie auf ihn; die Lust an dem rein ausgeprägten Charakter der Menschen und der Dinge überwiege bei ihm ihr unmittelbares Gefühl auf ihn und das Verhältniß, in dem sie zu ihm stünden. Seine erste Empfindung, wenn ihn etwas Unangenehmes befalls, sei ein Reiz, über sich selbst zu lächeln, — und wie diese Geständnisse weiter lauten.

Diese Methode nun der poetischen Auffassung der Wirklichkeit hat jetzt aufgehört, zweideutig und paradox zu sein. Es ist nur noch die Diplomatie der Freundschaft, wenn er einem Genz gegenüber versichert, daß er sich nicht denken könne, in eigentlichen Ansichten von ihm zu differiren, daß er im Grunde über alle Dinge zwei Ansichten habe u. s. w. Denn übrigens überhebt ihn seine nunmehrige Lage aller scheinbaren sowohl wie aller wirklichen Sophistik oder Frivolität. Die Gefahr, der seine Natur ihn ausgesetzt hatte, mit den Dingen in jener ironischen Weise zu spielen, welche die Blasirtheit der Romantiker zu einem eignen Standpunkt der Weltbetrachtung und Weltbehandlung ausprägte, ist verschwunden, seit er nur noch mit demjenigen beschäftigt, nur noch von demjenigen umgeben ist, was an sich schon auf poetischem und ideellem Grunde steht. Der poetische Humor hat sich überwiegend in poetischen Ernst verwandelt. Die Farbe seines Idealismus ist reiner geworden, seit er der unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit enthoben ist, und sie hat gedunkelt, seit der unerseßliche Verlust ihn getroffen hat. Durch den Schmerz, welchen keine Zeit heilen kann, durch das Gefühl unendlicher Wehmuth empfängt sein Wesen eine letzte Läuterung. Seine bleibende Stimmung ist ähnlich wie sie auch in Rom nach dem Tode seines Knaben gewesen. Durch alles Glück seines inneren Lebens klingt der idealisirte und wieder poetisch gewandte Kummer hindurch. Mit aller Kraft der Empfindung weilt und hängt er über diesem Kummer. Er schließt sich eng an ihn an, er weiß sich ganz

mit ihm zu durchbringen. Denn auch der Schmerz, sagt er, „hat eine hohe läuternde Kraft, ja eine unaussprechliche Süßigkeit, wenn er sich, wie Ephen, um's Herz rankt; er hat, selbst wenn er untergräbt, sein eigen sprießendes Leben.“ Durch eine ganze Reihe von Sonetten tönt diese Wehmuthsmelodie bald heiterer, bald dumpfer, bald feierlicher, bald weicher hindurch.

Auch der Schmerz eine Quelle der tiefsten Befriedigung, Gleichgewicht des Wesens auch mit dem, was Verlust des Wesens ist! — einen volleren Beweis, daß dieser Mann zum harmonischen Abschluß mit sich selbst gekommen ist, kann es nicht geben. Wie seine Studien, seine Ansichten und Ueberzeugungen flüssig in einander übergehen und um Einen Mittelpunkt sich sammeln, so rundet sich sein ganzes Sein zu vollendeter Harmonie ab. Wie unbestimmt und wie vag, wie idealisirend oder wie enthusiastisch es klinge: es giebt keine andere Formel der Charakteristik für Humboldt. Jene schöne Menschlichkeit, welche darzustellen die Dichter bemüht gewesen waren, jene reine und ächte Modernisirung des Hellenischen: hier ist sie persönliche und lebendige Wirklichkeit geworden. Was uns während des Verlaufes dieser Lebensentwicklung als unablässiges und bewußtes Streben begegnete, — es ist jetzt erreichtes Ziel. Erinnern wir uns, was er ehemals an Schiller geschrieben hatte: nur in freier Thätigkeit oder in freiem Genuß lohne es sich zu leben, schlechterdings widerwärtig dagegen sei ihm diejenige Lebensauffassung, welche, ohne überwiegenden Genuß, blos Arbeit gebe und wo der Zweck der Arbeit die Befriedigung des Bedürfnisses sei. Genau dieselbe Ansicht kehrt jetzt in den Aeußerungen seines Alters wieder. Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß er von dem Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genießen, im gemeinen, im modernen Sinn des Wortes, sein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen, daß das „Bedürfen“ mehr als Alles seinem Gefühle zuwider sei. Daher das Ablehnen fremden Trostes, daher die Pein, welche ihm zu sichtbar hervortretende Pflege und Sorge Andern um sein körperliches Befinden verursacht. Daher die Indifferenz gegen Glück und Unglück, gegen Schmerz und Schmerzlosigkeit. Daher seine Gleichgültigkeit gegen Dank und Ruhm. Er rechnet nicht auf Dank bei Andern: er ist selbst der Dankbarste. Keiner ist so wenig bedürftig, und doch Keiner so in sich befriedigt und glücklich, Keiner so empfänglich für

jede Lebensfreude, und doch Keiner so unbekümmert um das, was man Vergnügen nennt; Keiner ein solcher Verächter des Glücks und doch Keiner wiederum ein so dankbarer Verehrer desjenigen Glücks, das sich ungesucht einstellt, des „recht reinen Glücks,“ wie er sagt, „das die Götter uns schicken, ohne daß der Mensch das Mindeste dazuthut.“ So zu empfinden vermag nur ein harmonisch gestimmtes Gemüth, nur eine der griechischen wahl- und wesensverwandte Individualität. Nur Eines ist dabei wohl zu beachten. Jene auch den Griechen eigne Verachtung des Bedürfnisses und der direct auf Befriedigung des Bedürfnisses gerichteten Arbeit, jene ideale, ästhetisch-ethische Behandlung der Verhältnisse des öffentlichen wie des Privatlebens hatte ohne Zweifel ihren eigentlichsten Grund in dem Geistescharakter jener Nation; aber sie erhielt sich und sie wurde befördert durch einen äußerlichen Umstand. Kunst, Staat und Philosophie der Griechen ruhte auf der Basis der Wohlhabigkeit und der Freiheit. Eine Ansicht wie die des Platon, daß es der geringste Werth der Astronomie und Geometrie sei, Steuermänner und Feldmesser zu bilden, eine künstlerische Behandlung der Wirklichkeit, wie sie bei'm Aeschylus oder in anderer Weise bei'm Aristophanes erscheint, das Alles war nur dadurch möglich, daß diese Männer von der Noth des Lebens frei und der Arbeit um die tägliche Existenz überhoben waren. So paradox es klingt: mit der oft angefochtenen Vertheidigung der Sklaverei steht und fällt die ganze Philosophie des Stagiriten, und schwerlich würden uns jene Stellen in seiner Metaphysik entzücken, in denen die Philosophie als die allein freie, würdige und göttliche Wissenschaft gepriesen wird, wenn wir nicht jene barbarischen Argumente seiner Politik mit in Kauf nehmen müßten. Fast genau so ist der Fall mit dem Manne, der, wie kein Zweiter, ein Geistesverwandter der Griechen war. Nur auf dem Boden offenbar der wohlhabigen Existenz, nur in einer Lage, die ihn vollkommen unabhängig stellte, konnte in Humboldt eine Denkweise gedeihen, welche die äußere Unabhängigkeit durch die innere adelte und die Bedürfnislosigkeit zur Pflicht und Gesinnung umstempelte. Zu einem solchen Verächter des gemeinen Bedürfnisses kann nur derjenige in der Regel sich bilden, der leicht, was er bedarf, ja im Ueberfluß sich verschaffen kann. So heiter resignirt gegen Verlust und Unglück wird in der Regel nur der, der zu darben nicht ge-

wöhnt ist und welcher von schmählichen Schicksalsschlägen verschont blieb. Sowohl die Tugend dieses Mannes wie sein Glück ging sicherlich aus der Schönheit seiner Seele hervor; aber selbst zur Formirung dieser Schönheit gehört unzertrennlich jene Reichlichkeit des Besitzens und jene Leichtigkeit der äußeren Existenz. Immer wieder wird man an jene Schilderung der Verbindung von Glück und Tugend erinnert, wie sie Aristoteles in echt griechischem Sinne und aus dem bewußtesten Verständniß des griechischen Geistes und Lebens entwirft. Auch in dieser Schilderung ist die philosophische Beschauung der höchste Gipfel von Beidem. Auch in dieser Schilderung ist der Tugendhafte vor Allem entsagsam und genügsam, aber sein Glück muß gekrönt sein durch die Umgebung mit den Gütern des Lebens, mit dem Behagen guter Tage und der Theilnahme redlicher Freunde.

Immer wieder freilich wird man von diesen Betrachtungen zu dem Anblick des inneren Seins dieses Mannes, und zwar um so mehr zurückgetrieben, weil seine eigenen Aeußerungen fast ausschließlich dieses beleuchten. Ein Commentar zur Aristotelischen Ethik, sind dieselben doch zugleich mehr als dies. Die antike Haltung bekömmt einen Zusatz moderner Bewußtheit. Jene sittliche Schönheit, welche das Ideal der attischen Philosophie war, erscheint vertieft durch die ethischen Anschauungen Kant's und Schiller's. Die Beschauung, in der sie sich gipfelt, hat jenes vergeistigte Aussehn, das uns bis zur Nüchternheit in der Ethik des Spinoza ergreift. Ein Zug endlich tritt zu dem Allen hinzu, den man versucht wäre, christlich zu nennen, wenn er nicht sichtbarer noch in der Besonderheit deutscher Gemüthsweise begründet wäre, ein Zug der Milde und Innigkeit, der zuletzt doch, gerade in dieser Nuancirung, Humboldt allein angehört. Zahlreich sind die Stellen, in denen der „sittlich-schöne Charakter“ im bestimmtesten Anklang an die klassischen Ausführungen Schiller's gepriesen wird, in denen mit dem ganzen Nachdruck der durchempfundenen und durcherprobten Ueberzeugung die Sätze wiederholt werden, die in den Horenaufsätzen, und schon vor den Horenaufsätzen auftraten. Aber der ganze individuelle Hintergrund, aus welchem die Handlungsweise, die Ideen, die Forschungen und das Dichten dieses Mannes hervorging, thut sich auf, ein letztes Licht fällt eben damit zurück auf die Methode wie auf die Resultate seiner wissenschaft-

lichen Arbeiten, wenn er, noch tiefer aus sich selbst herausredend, die eigenste Structur seines Innern uns bloßlegt. Der Mensch, wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt habe, müsse sich ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet haben: willig, und ohne ihn zu stören, schließe sich dann an den Kreis dieses Besitzes auch die Wehmuth an. Und er schildert weiter diese ideale Atmosphäre, in welcher die Seele in stiller Heiterkeit athmen könne, er schildert sich und die Harmonie seines Wesens, wenn er hinzufügt, wie darin der Gedanke mit der Empfindung zusammenschmelze. „Diese Verschmelzung,“ so schließt er, „enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft.“

Bei solchem Zusammenhang aber aller Seiten des Gemüths, — wie hätte sich nicht auch die letzte Lücke noch schließen sollen, die vielleicht früher am meisten dem harmonischen Abschluß seines Wesens gemangelt hatte? Immer war an ihm ein stark markirtes Uebergewicht des Individualismus hervorgetreten. Dem Jüngling war „die Kraft des Individuums“ heiliger gewesen als die „Allgemeinheit der Anordnung,“ und seine jugendliche Staatstheorie trug durchaus die Spuren dieser individualistischen Einseitigkeit. Noch dem Greis, es ist wahr, besteht der „letzte Zweck alles Daseins im Individuum.“ Schon der Umstand indeß, daß er sich praktisch am Staat und an der Welt versuchte, hatte ihn allmählig dahin gebracht, im Weltlichen der „Allgemeinheit der Anordnung,“ dem Rechte und der Bedeutung des Ganzen mehr einzuräumen. Stärker noch und in noch weiterem Sinne lehrt ihn die Stille seines Alters nach einem Gegengewicht gegen jenen Individualismus greifen. Zu der Ehrfurcht, die er vor dem Ganzen des Staates gewonnen, gesellt sich jetzt, mit den Jahren und mit der Einsamkeit wachsend, die Liebe zur Natur. Briefe und Gedichte sind Zeugniß, wie er sich der Natur um so viel näher anschmiegt, als er von den Menschen sich abwendet. Die ewigen Sterne des Himmels, die bewegliche Welle des Meeres, das Farben- und Gestaltenspiel der Wolken, die an die Scholle festgebantten, vom Winde gebeugten Bäume, die regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten und wie aus Morgen und Abend der

Tag, aus Tagen und Nächten das Jahr wird, — das Alles wird ihm zum Symbol seiner Stimmungen, zum Spiegel seiner Ideen. Er lebt mit der Natur im Ganzen und Großen, er sinnt sich in ihr Walten hinein, — ähnlich wie die Waldsiedler am Ganges oder die Klausner des Montserrat. In der That, in demselben Punkte begegnet sein Geist der Natur, wo sich der sinnende Geist der Inder den Eindrücken des Himmels und der Erde aufschloß. Er selbst spricht es aus, was die Natur ihm ist. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste sei, so müsse man doch oft wieder erst in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen anerkennen, ehe man zu dem Menschen zurückkehre. An diesem Gefühl nun bricht und berichtigt sich sein Individualismus. Alles, was von falschem und empfindsamem Subjectivismus noch in ihm sein könnte, wird in dieser Hingebung an das Naturleben herausgeläutert. Man lese die Reihe von Sonetten, welche die Ueberschrift Lea tragen. Es bedarf keines Scharfsinns, um zu entdecken, daß sich unter diesem Namen Frau von Barnhagen verbirgt. Humboldt hatte die Rahel kennen gelernt, noch ehe er zur Universität nach Göttingen ging. Monate lang hatte sie mit der Humboldt'schen Familie in Paris gelebt. Auch später, in Berlin, hatte man sich oft, regelmäßig und gern gesehn. Immer war Humboldt durch den liebenswürdigen Charakter der Frau, durch ihre Originalität und ihr lebendiges, Alles aufregendes Gespräch angezogen worden. Er schätzte ihren Geist, er anerkannte jenen oft paradoxen und oft verlegenden all' ihrem Thun und Sagen aufgeprägten Zug der Wahrhaftigkeit. Nichtsdestoweniger hatte er diese seltsame Natur sich niemals vollständig assimiliren können. Von dem letzten Grunde der zwischen ihnen bestehenden Kluft, deren er sich jetzt bei der Lectüre ihrer nach ihrem Tode von Barnhagen herausgegebenen Briefe von Neuem bewußt wurde, geben die Sonette Rechenschaft, und Rechenschaft ebendamit von dem Zuge, welchen er stärker jetzt als früher nach dem allgemeinen das Einzelleben in sich befassenden Leben des Ganzen empfand. Was ihn an dem Wesen der Rahel verletzt, ist jene spröde Eigenartigkeit, die sich trotz alles Wahrheitsdranges nie mit reiner Hingebung in's Gegenständliche und Allgemeine zu erheben vermag. Es ist das schöne, in sich gesättigte Gleichmaß seines eignen Geistes, welches gegen den einseitigen, unbefriedigt aus sich herausstrebenden

und unbefriedigt zu sich zurückkehrenden Subjectivismus Rahel's Protest erhebt:

„Zwei Punkte sind im menschlichen Gemüthe,
Von welchen aus der Weg zum Tiefsten führet:
Das Ich, in dem das Forschen sich verlieret,
Das All, der Götterkraft freiwill'ge Blüthe.

Du hast gelebet in des Ich's Gebiete,
Hast jeder seiner Falten nachgespüret,
Gefühlet alle Flammen, die es schüret;
Kein Blick sieht mehr, wie er hinsiarrend brühte.

Allein des All, in dem das Ich sich findet,
Doch daß darin es ist, als Ich nicht fühlet, —
Nie wölbte sich hervor aus Deinem Wesen.

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliest fremd Du dem, was überirdisch bindet.“

Ein Bekenntniß wie dieses bedarf keines Commentars. Im Zusammenschluß des Ich und des All vollendet sich die Harmonie feines inneren Lebens. Sein ästhetischer Individualismus nimmt auf einmal, in das Element der Innerlichkeit und Beschaulichkeit gestellt, die Farbe der Frömmigkeit an. Wir bemerkten dies Hinüberschwanfen aus der ästhetischen in die religiöse Empfindung schon da, wo wir ihn, im Genuß der römischen Existenz, auf dem Gipfel der künstlerisch-poetischen Befriedigung erblickten. Die Muße des Alters und die mit ihr gegebene innere Sammlung ist mehr als Rom. Noch stärker und entschiedner daher verdichtet sich jetzt das Gefühl der Harmonie im Ich und der Harmonie des Ich mit dem All zu jener echten Frömmigkeit, welche Schleiermacher einem Geschlechte gepriesen hatte, das die Religion verachtete, weil es sie mißkannte. In der That, die Frömmigkeit Humboldt's steht genau an dem Punkte, sie ist genau aus der Quelle entsprungen, die auch den „Reden über die Religion“ ihren Ursprung gegeben hatte. Nur daß sie in der gedrungenen Individualität Humboldt's einen noch üppigeren Boden, einen volleren und ausgebreiteteren Inhalt hat. Ununterscheidbarer noch als selbst bei dem früheren Schleiermacher, unzertrennlicher ebendeshalb und dauernder hängt bei ihm die ästhetische mit der religiösen Andacht, die Vertiefung in die Gottheit mit der

Auffassung des Universums als des lebendigen Leibes der Gottheit zusammen. Er ist wenig in Gefahr, aus Frömmigkeit wieder vielgläubig zu werden, von der Religion von Neuem in die Phantastie- und Verstandesmythologie der Dogmatik hinüberzugerathen. Nicht durch die künstlichen Fäden der Dialektik braucht er die Kluft zu überspinnen, welche bei Schleiermacher Denken und Thun von dem frommen Gefühl scheidet. Innig ist bei ihm das religiöse mit dem Reflexionsleben verschmolzen: seine Frömmigkeit ist schlechterdings nichts Andres als die letzte, freiwillig sich erschließende Blüthe seines ganzen voll und lebendig empfundenen Wesens.

Nicht von einer Umwandlung daher, von einer Bekehrung etwa des Unfrommen, ist hier die Rede. Er war noch immer nicht frömmmer als es auch Spinoza war, und er war noch immer so gut heidnisch wie er es jemals gewesen war. Jeder Mysticismus stößt ihn nach wie vor ab; er bedürfe, sagt er irgendwo, Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins und daß nichts in ihm ohne seinen bestimmten, wohlgeordneten Willen vorgehe. Mit aller Neigung, sich gelegentlich ein Hereinragen des Ueberfinnlichen in das Sinnliche vorzustellen, behauptet er doch zugleich seinen köstlichen Skepticismus; sein Glaube an Geister und Geistererscheinungen gleicht einem hartnäckigen Unglauben daran auf ein Haar. Noch in einem seiner spätesten Briefe spricht er sich klar und stark gegen eine „gewisse falsche Verschmähung der Erde“ und gegen jene irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein aus, die den Menschen der Pflicht des Lebens entziehe oder doch das Herz nicht dazu kommen lasse, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Seine Frömmigkeit ist Dankbarkeit und Heiterkeit, sie ist weder Selbstquälerei noch Quälerei Gottes. Seine Theorie von dem Wesen und der Stellung der Religion ist kaum alterirt im Vergleich zu derjenigen, die er in seinem jugendlichen Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit ausgesprochen. Noch immer ist der Gedankenkern seines religiösen Glaubens gut Kantisch. Noch immer ist ihm das Wesen der Religion nur zur Empfindung vertiefteste Sittlichkeit. Religiöse und moralische Bildung erklärt er ausdrücklich für wesentlich identisch. Ob ein sittlicher Mensch auch nothwendig ein religiöser sein müsse, erscheint ihm als eine unnütze Frage. Denn die wahre Sittlichkeit, meint er, setze in ihren höchsten Principien eine solche An-

erkenntnis von dem Verhältniß des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, voraus, daß sie selbst nothwendig Religion sei. Ebensovienig stehen ihm Religion und Kunst in irgend einem Verhältniß des Gegensatzes; die wahre und echte Poesie weilt ganz und gar in demselben Gebiete wie die Religion; zum Beweise dafür citirt er die großen Tragödien des Alterthums und der neueren Zeit; sie alle, sagt er, „beruhen auf der Vorstellung der Abhängigkeit des endlichen Menschen von einer unendlichen Macht, und auf der Nothwendigkeit, das Endliche dem Ueberirdischen zum Opfer zu bringen.“¹⁾

So beschaffen ist die Frömmigkeit und so beschaffen ist die Religionstheorie Humboldt's. Sein Frommsein ist weder etwas Apathes noch etwas Neues. Das einzig Neue besteht darin, daß ganz von selbst die Andacht und Innigkeit, die ihm von jeher eigen gewesen, ihren Stoff mehr dem Ueberirdischen entnimmt, mehr in der Ahndung als in der Anschauung webt. Er liebt es jetzt mehr als sonst, auch die Sprache der Religion zu sprechen. Ausdrücklich vergleicht er seine inneren Zustände mit denen „der recht frommen Menschen.“ Mit Absicht bedient er sich des Ausdrucks, daß der Mittelpunkt seines Bestrebens der sei, „das Heil seiner Seele“ zu besorgen, und dann wieder des andern, daß er „nach dem Frieden trachte, den die Welt nicht geben könne.“ Fast gleich geläufig ist ihm die fromme Anschauung, welche der alten, und die, welche der christlichen Welt angehört. Bald wendet er Christliches, ohne daß dadurch ein Hiatus in seinem Gefühl entstünde, in's Antike herum, bald wieder giebt er dem Antiken eine Wendung in's Christliche. Die Ergebung in die Fügung des Schicksals bildet das Thema vieler seiner Sonette, aber ebenso gern und oft spricht er in der Sprache des christlichen Glaubens das fromme Vertrauen aus, daß über dem Menschen schicksal „die ewige Güte wacht.“ Vielmehr aber, die Macht der tiefsten, reinsten und menschlichsten der Religionen macht sich siegreich auch an diesem stärksten und eigengebildetsten Geiste geltend. Es ist eine lebenswürdige Herablassung, wenn er sich anschießt, der Freundin auf

1) Vergl. außer zahlreichen Stellen der Briefe an eine Freundin das von Alexander v. Humboldt in der Vorrede zu der Sonettensammlung mitgetheilte Fragment „Ueber das Verhältniß der Religion und der Poesie zu der sittlichen Bildung“ a. a. O. S. IX ff.

ihre Bitte irgend eine neutestamentliche Stelle zu erklären. Es ist mehr als Herablassung, wenn er wiederholt der christlichen Auffassung von dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit das Wort redet, wenn er vor allen anderen den Bildern und Lehren des Neuen Testaments den Vorzug giebt, als denjenigen, in welchen seiner eigenen Stimmung und Meinung am meisten entsprochen werde.

Und wie hätte es auch anders sein können? Lehrt doch keine Religion wie diese, dem „Hängen an der Welt“ entsagen, weiß doch keine wie diese in der rückhaltslosen Hingebung des Selbst an die Gottheit zugleich den unendlichen Werth der Persönlichkeit zu achten und zu schätzen. Gerade dies aber war es, worin nothwendig die Frömmigkeit dieses Mannes culminiren mußte. Er konnte nur fromm sein, wenn ihm gestattet war, sich von allem Aufgeben seiner endlichen Eigenheit immer wieder in einem Gefühle und einer Idee zu sammeln, die ihm den Besitz seiner wahren Individualität zurück-erstatteten. Aus dem Grunde seiner Frömmigkeit steigt die Hoffnung auf Unsterblichkeit, der Glaube an eine persönliche Fortdauer auf. Zu dieser Hoffnung und zu diesem Glauben drängt Alles in ihm hinaus. Nur hier lösen sich die Probleme seiner geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Nur im Jenseits findet jenes „Hinausblicken über das Irdische“ ein festes Ziel. Zum Jenseits hebt ihn die Liebe zu der Verlorenen und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihr. Der Glaube an das Leben nach dem Leben ist für ihn ein Postulat der Liebe und des Gedankens. So tritt er in einer Reihe von Sonetten auf. So berührt er ihn häufig in den Briefen an Charlotte, so namentlich in einem Brief an die Wolzogen. „Ich habe,“ schreibt er, „von Jugend auf eine große Zuversicht zu der Kraft des Gedankens gehabt, und die Zuversicht wächst, wenn man sich eines Gefühls in sich bewußt ist, das nicht so stark, so dauernd sein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in sich trüge. Eine wahrhaft empfundene Liebe kann nicht untergehn. Die Kraft, die über das Grab hinaus trägt, liegt in ihr.“ Es ist im weiteren Verlauf dieser Stelle, wo zugleich das individualistische Motiv dieses Glaubens besonders stark hervortritt. So mächtig ist das Gefühl der Individualität in diesem Manne, daß es sich zu dem paradoxen Gedanken zuspitzt, es könne die Fortdauer nach dem Tode auch wohl ein durch das Leben errungenes Vorrecht Einzelner sein. „Es giebt,“

sagt er, „eine geistige Individualität, zu der aber nicht Jeder gelangt, und diese, als eigenthümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich. Was sich nicht so zu gestalten vermag, das mag wohl in das allgemeine Naturleben zurückkehren.“

Man sieht an dieser Wendung, und sieht nicht an ihr allein, was es mit dem einzigen Glaubensartikel des Mannes für eine Verwandtniß hatte. Auch sein Glauben war nur zweifelndes Ahnden und Hoffen, resignirtes Wünschen und Sehnen. Von Ueberzeugtheit wird er immer wieder zu skeptischer Erwägung, von der Skepsis zu neuer Ueberzeugung zurückgeworfen. Im Schwanken gerade zwischen Glauben und Unglauben thut er sich ein Genüge. Aus Frömmigkeit glaubt er: er ist frömmere, wenn er auf die beseligendste seiner Hoffnungen verzichtet. „Ich muß offenherzig gestehen,“ so lautet das edelste und schönste seiner Bekenntnisse, „daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht, noch mit Begeisterung.“

An einen Mann, welcher dergestalt mit vollendetem Gleichmuth und in der Haltung der uneigennützigsten Frömmigkeit selbst über sein Liebstes sich zu erheben vermochte, — an einen Solchen hatte die Erde nichts mehr zu fordern. Das Leben hatte ihn fertig gemacht. Der Tod fand einen vollkommen vorbereiteten Menschen.

Mit den Beschwerden des Alters verkündete sich das Annahen des Todes. Plötzlich, und zwar seit dem Hingange seiner Lebensgefährtin, hatten dieselben sich eingefunden. Die überangestregten Augen, schon in früherer Zeit öfter leidend, begannen stumpf zu werden, und, um sie zu schonen, wurde manche Stunde der strengen Arbeit entzogen und jenem stillen Nachdenken zugewandt, das ihm so süß war und das er so fruchtbar zu machen verstand. Aber auch die Hand versagte den Dienst, je länger, je mehr machte sich eine allgemeine Unbehüllichkeit und Ungelenkigkeit der Glieder bemerklich. Zimmer hatte dieser Körper den Eindruck gemacht, daß er die Behausung eines rastlos und gleichmäßig arbeitenden Geistes sei. Die